Das Drama einer Zivilisation, die Gott vergessen, das Absolute Gute relativiert und versucht, eine Welt ohne ihren Schöpfer aufzubauen

Stellen wir uns für einen Augenblick eine Welt ohne Gott vor.

Wir sprechen nicht unbedingt von einer Welt ohne Kirchen, ohne Kreuze, ohne Priester oder ohne Menschen, die beten. Stellen wir uns etwas viel Tieferes vor: eine Welt, in der Gott nicht mehr das Fundament der Existenz, der letzte Maßstab der Moral, die Quelle aller Wahrheit und das endgültige Maß der Gerechtigkeit wäre. Eine Welt, in der der Mensch niemandem mehr Rechenschaft ablegen müsste, der über ihm steht.

Was würde dann geschehen?

Wer könnte dem Mächtigen sagen, dass seine Entscheidungen ungerecht sind? Wer könnte einen Herrscher daran erinnern, dass seine Autorität Grenzen hat? Auf welcher Grundlage könnten wir behaupten, dass eine Handlung wirklich gut oder böse ist, selbst wenn eine ganze Gesellschaft sie akzeptiert oder ablehnt? Welchen Wert hätte die Menschenwürde, wenn sie ausschließlich von einer politischen Entscheidung, einer gesellschaftlichen Übereinkunft oder dem Nutzen abhinge, den ein Mensch darstellt?

Und vor allem: Was bliebe vom Menschen übrig, wenn er aufhören würde, zum Himmel aufzublicken?

Diese Frage ist nicht einfach philosophischer Natur. Sie ist zutiefst geistlich, moralisch und kulturell. Sie betrifft die Familie, die Erziehung, die Politik, die Gerechtigkeit, die Wissenschaft, die menschlichen Beziehungen und den Sinn unserer Existenz selbst.

Die katholische Tradition hat stets gelehrt, dass Gott kein nebensächlicher Bestandteil des menschlichen Lebens ist, kein religiöses Zusatzangebot, das wir nach Belieben in unser Leben aufnehmen können. **Gott ist das Fundament von allem, was existiert.** Er ist kein psychologisches Bedürfnis, das der Mensch erfunden hat, sondern das Sein, von dem jede Wirklichkeit ihren Ursprung nimmt und auf das jedes Geschöpf hingeordnet ist.

Deshalb verzichtet eine Welt, die ohne Gott leben möchte, nicht einfach nur auf einen religiösen Glauben. Sie läuft Gefahr, das letzte Fundament zu verlieren, das es ermöglicht zu verstehen, wer der Mensch ist, warum er eine unverletzliche Würde besitzt, was das Gute bedeutet und warum die Wahrheit auch dann verteidigt werden muss, wenn sie unbequem

ist.

Die entscheidende Frage lautet: Kann der Mensch sich selbst zum eigenen Maßstab machen, ohne am Ende auch sein eigener Richter, Gesetzgeber und Herr zu werden?

1. Gott ist kein Zusatz zur Welt: Er ist ihr Fundament

Der erste Irrtum, wenn wir über eine Welt ohne Gott sprechen, besteht darin, sich Gott als eine Wirklichkeit unter vielen vorzustellen, als könnte man seine Gegenwart beseitigen, ohne dass sich dadurch etwas Wesentliches verändert.

Doch der Gott des katholischen Glaubens ist kein mächtiges Geschöpf, das irgendwo im Universum lebt. Er ist keine weitere Kraft innerhalb der Natur und auch kein Wesen, das mit dem Menschen um einen Platz konkurriert.

Gott ist der Schöpfer. Alles, was existiert, empfängt sein Sein von Ihm.

Das Buch Genesis beginnt mit einer grundlegenden Aussage: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Genesis 1,1).

Dieser Satz enthält eine der wichtigsten Wahrheiten des christlichen Glaubens: Das Universum erklärt sich in seinem letzten Grund nicht selbst. Die Schöpfung ist nicht Gott, aber sie existiert auch nicht unabhängig von Ihm.

Der heilige Paulus bringt diese radikale Abhängigkeit zum Ausdruck, wenn er schreibt:

„Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apostelgeschichte 17,28).

Damit ist nicht gemeint, dass Gott lediglich am Anfang des Universums gegenwärtig war und sich anschließend zurückgezogen hätte, um alles sich selbst zu überlassen. Die katholische Lehre spricht auch von der Erhaltung aller Dinge im Sein: Gott erhält alles, was Er geschaffen hat, fortwährend.

Das hat gewaltige Konsequenzen.

Wenn Gott das Fundament unserer Existenz ist, dann ist der Mensch nicht der absolute Herr seiner selbst. Er ist ein Geschöpf, das mit Verstand, Freiheit und Würde ausgestattet ist, aber nicht sein eigener Schöpfer.

Seine Freiheit ist wirklich, aber nicht unbegrenzt. Seine Intelligenz ist außergewöhnlich, aber

nicht allwissend. Seine Autorität kann rechtmäßig sein, aber niemals absolut.

Der Mensch ist gerade deshalb groß, weil er von Gott geschaffen wurde, nicht weil es ihm gelungen ist, sich von Ihm unabhängig zu machen.

Eine Welt ohne Gott, verstanden als Projekt absoluter Autonomie, beginnt mit einem scheinbar verlockenden Versprechen: Der Mensch wird frei sein, weil er keiner transzendenten Autorität mehr Rechenschaft ablegen muss.

Doch dieses Versprechen birgt einen Widerspruch in sich.

Wenn der Mensch keine Wahrheit mehr über seinem eigenen Willen anerkennt, verfügt er auch über kein letztes Fundament, um diesen Willen zu begrenzen. Und wenn der Wille zum Maß aller Dinge wird, besteht die Gefahr, dass Freiheit mit der Macht verwechselt wird, die eigenen Wünsche durchzusetzen.

2. Eine Welt ohne Gott: Wer steht über dem Mächtigen?

Dies ist vielleicht eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit.

Was kann den Mächtigen aufhalten, wenn er keine höhere Autorität mehr über sich anerkennt?

Die Menschheitsgeschichte ist voller Beispiele von Menschen und Institutionen, die ihre Macht dazu benutzt haben, andere Menschen zu unterwerfen, auszubeuten oder zu vernichten.

Deshalb haben die großen juristischen und moralischen Traditionen versucht, der Autorität Grenzen zu setzen. Aus christlicher Sicht gibt es jedoch eine Frage, die jedem Gesetz vorausgeht: **Keine menschliche Macht ist absolut, denn allein Gott besitzt absolute Autorität.**

Der König steht nicht über Gott. Der Herrscher steht nicht über Gott. Der Richter steht nicht über Gott. Auch der Reiche, der Einflussreiche, der Mächtige und der Weise stehen nicht über Ihm.

Alle sind Geschöpfe. Alle sind der Wahrheit unterworfen und alle werden für ihre Taten Rechenschaft ablegen müssen.

Die Heilige Schrift stellt diese Wirklichkeit immer wieder dar.

Im Buch Daniel finden wir eine Warnung an Nebukadnezar, einen mächtigen König, der vergessen hatte, dass seine Autorität nicht unabhängig von Gott bestand:

„Der Höchste herrscht über das Königtum der Menschen und gibt es, wem er will“ (Daniel 4,29).

Die Botschaft ist eindeutig: Politische Macht ist keine absolute Souveränität.

Auch das Evangelium vermittelt eine entscheidende Lehre, als Pilatus Jesus Christus verhört. Angesichts der Autorität des römischen Statthalters erklärt Jesus:

„Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir nicht von oben gegeben wäre“ (Johannes 19,11).

Christus leugnet weder die Existenz staatlicher Autoritäten noch behauptet Er, jede menschliche Autorität sei unrechtmäßig. Er erinnert vielmehr daran, dass selbst die Macht, die sich anmaßt, über Ihn zu richten, einer höheren Wirklichkeit untergeordnet bleibt.

Diese Wahrheit besitzt eine außerordentliche Bedeutung.

Wenn eine Gesellschaft anerkennt, dass es ein moralisches Gesetz gibt, das nicht vom Herrscher abhängt, verfügt sie über einen Maßstab, an dem auch ungerechte Gesetze gemessen werden können.

Wenn sie anerkennt, dass die Menschenwürde von Gott kommt, kann sie behaupten, dass keine Mehrheit das Recht besitzt, einen unschuldigen Menschen zum bloßen Mittel zu machen.

Wenn sie anerkennt, dass Macht dem Gemeinwohl dienen muss, kann sie ihren Missbrauch zum persönlichen Vorteil derjenigen anprangern, die sie ausüben.

Doch was geschieht, wenn die Macht aufhört, irgendeine moralische Grenze anzuerkennen?

Das bedeutet nicht, dass sich alle Herrscher automatisch in Tyrannen verwandeln. Ebenso wenig bedeutet es, dass ein Mensch, der nicht an Gott glaubt, unfähig wäre, gerecht zu handeln.

Es bedeutet etwas anderes und Tieferes: **Wenn jeder Bezug auf eine übergeordnete**

moralische Wahrheit beseitigt wird, muss die Gesellschaft andere Grundlagen finden, um ihre Grenzen zu rechtfertigen. Dabei besteht die Gefahr, dass diese Grenzen von Vereinbarungen, Interessen oder Machtverhältnissen abhängig werden.

Und menschliche Vereinbarungen können sich ändern.

Gesetze können geändert werden. Mehrheiten können sich irren. Institutionen können korrumpiert werden.

Was gestern als ungerecht galt, kann morgen als rechtmäßig gelten. Was eine Generation für inakzeptabel hielt, kann von der nächsten als Recht dargestellt werden.

Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit sind nicht notwendigerweise dasselbe.

Für den Christen wird ein Gesetz nicht allein dadurch gerecht, dass es in einem gesetzlich vorgesehenen Verfahren verabschiedet wurde. Es muss auch das Sittengesetz achten.

Deshalb lehrt der Katechismus der Katholischen Kirche in Nummer 1902, dass die Autorität ihre sittliche Legitimität nicht aus sich selbst bezieht, sondern innerhalb der sittlichen Ordnung ausgeübt werden muss.

Eine Welt ohne Gott kann Gesetze, Institutionen und Gerichte bewahren. Sie muss jedoch erklären, woher letztlich die moralische Verpflichtung kommt, einer Gerechtigkeit zu gehorchen, die sich nicht auf den Willen derjenigen reduzieren lässt, die über Macht verfügen.

3. Ohne das Absolute Gute: Was bedeutet es wirklich, gut zu sein?

Wir leben in einer Zeit, in der ständig von Werten gesprochen wird.

Man spricht von Solidarität, Toleranz, Gleichheit, Respekt, Freiheit, Empathie und Zusammenleben. Das sind wichtige Begriffe, und viele von ihnen bringen echte menschliche Güter zum Ausdruck.

Doch es gibt eine Frage, die nur selten gestellt wird: Was macht diese Werte wirklich gut?

Sind sie gut, weil die Mehrheit sie akzeptiert? Weil sie dem gesellschaftlichen

Zusammenleben dienen? Weil sie Wohlbefinden hervorbringen? Weil eine bestimmte Kultur sie für wünschenswert hält?

Wenn das Gute ausschließlich von unseren Vorlieben abhängt, hört es auf, eine Wirklichkeit zu sein, die wir entdecken und achten müssen. Es wird zu etwas, das wir nach unseren Interessen neu definieren können.

Der katholische Glaube vertritt etwas völlig anderes.

Das Gute ist nicht deshalb gut, weil wir es beschlossen haben. Es ist gut, weil es an der Ordnung der Wahrheit und Güte teilhat, deren letzter Grund in Gott liegt.

Gott ist nicht einfach jemand, der einer Ihm übergeordneten moralischen Norm gehorcht. Ebenso wenig erfindet Er willkürlich, was gut und böse ist. Die christliche theologische Tradition erkennt in Gott die Fülle des Guten selbst.

Der heilige Thomas von Aquin entwickelt diese Lehre in seinen Überlegungen über Gott als höchstes Gut und letztes Ziel aller Geschöpfe.

Der Katechismus erklärt in Nummer 1950, dass das Sittengesetz das Werk der göttlichen Weisheit ist und als väterliche Weisung Gottes verstanden werden kann, die dem Menschen die Wege und Verhaltensregeln zeigt, die zur Seligkeit führen.

Das bedeutet, dass die christliche Moral keine Sammlung von Verboten ist, die dazu bestimmt wären, das menschliche Glück einzuschränken.

Sie ist eine Orientierung auf das wahre Gute hin.

Gott verbietet das Böse nicht, weil Er dem Menschen etwas Gutes vorenthalten möchte. Er verbietet es, weil das Böse den Menschen zerstört, ihn von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt und ihn in einen Widerspruch zu der Ordnung bringt, für die er geschaffen wurde.

Die Sünde verspricht Freiheit, führt aber schließlich in die Knechtschaft.

Jesus Christus bringt dies deutlich zum Ausdruck:

„Jeder, der die Sünde tut, ist Sklave der Sünde“ (Johannes 8,34).

In einer Welt, die den Bezug zum absoluten Guten verloren hat, besteht die Gefahr, dass die Moral auf persönliche Vorlieben, gesellschaftliche Konventionen oder individuelle

Entscheidungen reduziert wird.

Dann kommt es nicht mehr darauf an, ob etwas an sich gut oder böse ist, sondern darauf, ob jemand es für akzeptabel hält.

Doch eine Gesellschaft kann nicht unbegrenzt auf diese Weise leben, ohne mit tiefgreifenden Widersprüchen konfrontiert zu werden.

Wenn alles von der individuellen Wahrnehmung abhängt, mit welcher Autorität können wir dann eine Ungerechtigkeit verurteilen, wenn derjenige, der sie begeht, glaubt, richtig zu handeln?

Wenn jeder Mensch sein eigenes Gut definiert, was geschieht dann, wenn das Gute des einen die Zerstörung des Guten eines anderen verlangt?

Der christliche Glaube beantwortet diese Fragen nicht mit persönlichen Vorlieben, sondern mit einer objektiven Wahrheit über den Menschen und seine Bestimmung.

Nicht wir erschaffen das Gute. Wir sind dazu berufen, es zu erkennen, zu lieben und zu verwirklichen.

4. Ohne die Wahrheit lebt der Mensch schließlich von Meinungen

Eine weitere Folge der Vorstellung einer Welt ohne Gott ist der Verlust eines endgültigen Bezugspunktes für das Verständnis der Wahrheit.

Die heutige Gesellschaft verfügt über eine außergewöhnliche Menge an Informationen. Noch nie war es so einfach, auf Wissen, Forschungsergebnisse, Dokumente und Meinungen zuzugreifen.

Doch über Informationen zu verfügen bedeutet nicht zwangsläufig, in der Wahrheit zu leben.

Die Wahrheit kann unbequem sein. Sie kann unsere Entscheidungen infrage stellen, unsere Fehler aufdecken und von uns verlangen, unser Leben zu ändern.

Deshalb ziehen wir manchmal eine Meinung, die uns beruhigt, einer Wahrheit vor, die uns verwandelt.

Das Christentum betrachtet die Wahrheit nicht als ein Konstrukt des menschlichen Willens.

Die Wahrheit existiert unabhängig davon, ob wir sie annehmen oder zurückweisen.

Jesus Christus stellte sich nicht einfach als Lehrer vor, der religiöse Meinungen vermittelte. Er machte eine außergewöhnliche Aussage:

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Johannes 14,6).

Er sagte nicht nur, dass Er die Wahrheit kenne oder einen Weg zu ihr lehre. Er identifizierte sich persönlich mit der Wahrheit.

Diese Aussage bildet den Mittelpunkt des christlichen Glaubens.

Die Wahrheit ist keine abstrakte Idee, die von Gott getrennt wäre. Sie hat ihre Fülle in Jesus Christus, dem menschgewordenen ewigen Wort.

Deshalb läuft eine Welt, die jeden Bezug auf die transzendente Wahrheit zurückweist, Gefahr, die Wahrheit zu etwas Verhandelbarem zu machen.

Heute kann etwas als wahr gelten, was morgen als falsch betrachtet wird. Begriffe können ihre Bedeutung verändern. Tatsachen können entsprechend bestimmten Interessen interpretiert werden. Überzeugungen können zu Konsumgütern werden.

Dabei dürfen wir diese Wirklichkeit nicht mit der legitimen Vielfalt von Meinungen verwechseln.

Menschen können über wirtschaftliche, kulturelle, wissenschaftliche oder politische Fragen unterschiedlicher Meinung sein, ohne dass alle Meinungen denselben Wert besitzen. Manche Deutungen sind besser begründet als andere.

Das Problem entsteht, wenn geleugnet wird, dass es eine Wahrheit gibt, an der unsere eigenen Meinungen gemessen werden können.

Benedikt XVI. reflektierte bei zahlreichen Gelegenheiten über den Relativismus und seine Folgen für die zeitgenössische Kultur. Seine Sorge bestand nicht darin, die Komplexität menschlicher Fragen zu leugnen, sondern vor einer Denkweise zu warnen, die schließlich jeder objektiven und universalen Wahrheit misstraut.

Denn wenn die Wahrheit aufhört, ein Maßstab zu sein, kann die einflussreichste Meinung

schließlich ihren Platz einnehmen.

Und wenn Einfluss die Wahrheit ersetzt, erhält derjenige, der die Deutungshoheit besitzt, eine außergewöhnliche Fähigkeit, zu beeinflussen, was andere für wirklich halten.

Die Wahrheit hingegen macht frei.

Jesus sagt im Evangelium:

„Die Wahrheit wird euch befreien“ (Johannes 8,32).

Dabei geht es nicht um Freiheit im Sinne der Abwesenheit jeglicher Grenzen, sondern um die Befreiung von Lüge, Irrtum und der Knechtschaft der Sünde.

Der Mensch braucht die Wahrheit, weil er geschaffen wurde, in ihr zu leben, und nicht dazu, eine Wirklichkeit nach seinen eigenen Wünschen zu erschaffen.

5. Eine Welt ohne Gott wäre nicht unbedingt eine Welt ohne Religion: Der Mensch sucht immer etwas, das er anbeten kann

In der Geschichte der Menschheit gibt es ein interessantes Paradox.

Der Mensch kann die Existenz Gottes zurückweisen, aber es fällt ihm schwer, ohne eine Wirklichkeit zu leben, die er zum Mittelpunkt seiner Existenz macht.

Er kann das Geld zu seinem Lebensziel machen. Er kann die Macht als höchstes Ziel suchen. Er kann das Vergnügen, eine Ideologie, das Ansehen, die Technologie oder sein eigenes Image verabsolutieren.

Diese Güter sind nicht alle an sich schlecht. Geld kann dazu dienen, anderen zu helfen, Macht kann rechtmäßig ausgeübt werden und Technologie kann zum Fortschritt der Menschheit beitragen.

Das Problem entsteht, wenn eine begrenzte Wirklichkeit den Platz einnimmt, der allein Gott zukommt.

Die Heilige Schrift stellt diese Versuchung bereits auf ihren ersten Seiten dar.

Im Bericht der Genesis verspricht die Schlange unseren Stammeltern:

„Ihr werdet sein wie Gott und Gut und Böse erkennen“ (Genesis 3,5).

Die Erbsünde enthält den Anspruch auf Autonomie: Der Mensch möchte Gut und Böse selbst bestimmen und sich dabei von der Beziehung des Gehorsams und des Vertrauens lösen, die ihn mit seinem Schöpfer verbindet.

Die Versuchung besteht nicht einfach darin, erkennen zu wollen. Sie besteht darin, den Platz Gottes einnehmen zu wollen.

Dieselbe Logik kann im Laufe der Geschichte immer wieder in unterschiedlichen Formen auftreten.

Der Mensch kann die Anbetung Gottes zurückweisen und schließlich seine eigenen Schöpfungen anbeten.

Der heilige Augustinus brachte in seinen *Bekenntnissen* eine der tiefsten geistlichen Einsichten der christlichen Tradition zum Ausdruck:

„Du hast uns auf dich hin geschaffen, Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“

Diese berühmte Aussage fasst eine grundlegende Wahrheit zusammen: Der Mensch ist auf Gott hingeordnet, und keine geschaffene Wirklichkeit kann ihn vollständig erfüllen.

Wir können Anerkennung erlangen und uns dennoch leer fühlen. Wir können Reichtümer anhäufen und feststellen, dass wir das Glück nicht gefunden haben. Wir können Machtpositionen erreichen und weiterhin Angst, Unsicherheit und Einsamkeit empfinden.

Nicht weil diese Güter wertlos wären, sondern weil sie nicht unseren letzten Zweck einnehmen können.

Der Katechismus lehrt in Nummer 27, dass das Verlangen nach Gott dem Herzen des Menschen eingeschrieben ist, weil der Mensch von Gott und für Gott geschaffen wurde.

Eine Welt ohne Gott wäre daher nicht notwendigerweise eine Welt ohne Götzen.

Es könnte eine Welt sein, in der die Götzen lediglich ihre Namen geändert hätten.

6. Ohne Gott: Woher kommt die unverletzliche Würde des Menschen?

Dies ist eine der sensibelsten und folgenreichsten Fragen.

Warum besitzt ein Mensch Würde?

Warum besitzt ein alter Mensch, der wirtschaftlich nichts mehr leisten kann, denselben menschlichen Wert wie zu der Zeit, als er noch berufstätig war? Warum verdient ein Kind, das noch nichts zur Gesellschaft beitragen kann, Schutz? Warum muss ein kranker, behinderter oder hilfsbedürftiger Mensch respektiert werden? Warum besitzt ein armer Mensch genau dieselbe Würde wie ein reicher?

Die christliche Antwort ist zutiefst einfach und zugleich außerordentlich anspruchsvoll:

Jeder Mensch ist nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen.

Die Genesis bringt dies folgendermaßen zum Ausdruck:

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, als Bild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Genesis 1,27).

Die Menschenwürde stammt nicht aus Intelligenz, Produktivität, Schönheit, Reichtum, Gesundheit, gesellschaftlicher Stellung oder dem Nutzen eines Menschen.

Sie gründet in seinem Wesen.

Jeder Mensch besitzt eine Würde, die er nicht verlieren kann, weil er von Gott gewollt und geschaffen wurde.

Dies ist einer der grundlegenden Beiträge des christlichen Menschenbildes.

Der Katechismus entfaltet diese Lehre in den Nummern 1700 und folgenden, indem er erklärt, dass die Würde der menschlichen Person in ihrer Erschaffung nach dem Bild und Gleichnis Gottes verwurzelt ist.

Das hat konkrete Auswirkungen auf unsere Art, das Leben zu verstehen.

Das ungeborene Kind besitzt nicht weniger Würde, weil es noch nicht sprechen kann.

Der alte Mensch besitzt nicht weniger Würde, weil er Hilfe benötigt.

Der Kranke besitzt nicht weniger Würde, weil sein Körper geschwächt ist.

Der Arme besitzt nicht weniger Würde, weil ihm die Mittel fehlen.

Der Gefangene hört nicht auf, ein Mensch zu sein, auch wenn er für die Verbrechen, die er begangen hat, zur Verantwortung gezogen werden muss.

Auch der Feind verliert nicht seine Eigenschaft als menschliches Wesen.

Der katholische Glaube behauptet nicht, dass Gesellschaften ohne Religion unfähig wären, diese Grundsätze zu verteidigen. Eine solche Behauptung wäre historisch ungerecht und philosophisch zu einfach.

Viele Menschen, die sich zu keinem religiösen Glauben bekennen, setzen sich aufrichtig für Gerechtigkeit ein, schützen Schwache und erkennen die Würde aller Menschen an.

Die eigentliche Frage lautet anders: Was ist der letzte Grund dieser Würde, und warum muss sie unverletzlich bleiben, selbst wenn ihr Schutz kostspielig oder unpopulär ist?

Die christliche Auffassung bietet eine Antwort, die nicht von den Umständen abhängt.

Die Menschenwürde wird nicht verliehen. Sie wird anerkannt.

Und das, was Gott gewollt und geschaffen hat, darf nicht zum absoluten Eigentum anderer Menschen werden.

7. Die Gefahr einer Gesellschaft, die den Menschen zu ihrem eigenen Gott macht

Die Moderne hat außergewöhnliche Fortschritte hervorgebracht.

Die Medizin hat es ermöglicht, Krankheiten zu behandeln, die jahrhundertelang tödlich waren. Die Wissenschaft hat unser Wissen über das Universum erweitert. Die Technologie hat die Kommunikation und den Zugang zu Informationen erleichtert. Die Menschheit hat rechtliche und gesellschaftliche Instrumente entwickelt, um Rechte zu schützen und Missbrauch zu begrenzen.

Die Kirche hat keinen Grund, diese Fortschritte zu verachten.

Das Christentum erkennt den Wert der menschlichen Vernunft, der wissenschaftlichen Forschung und der rechtmäßigen menschlichen Arbeit an der Schöpfung an.

Das Problem ist nicht der Fortschritt.

Das Problem entsteht, wenn der Fortschritt zu einer Art irdischer Erlösung wird und der Mensch beginnt zu glauben, er könne alle Probleme lösen, ohne irgendeinen Bezug zu seinem Schöpfer zu benötigen.

Die Wissenschaft kann zahlreiche natürliche Vorgänge erklären, aber sie beantwortet nicht von sich aus alle Fragen nach dem Sinn der Existenz.

Die Medizin kann das Leben verlängern, aber sie kann den Tod nicht zu einer nicht existierenden Wirklichkeit machen.

Die Technologie kann unsere Beziehungen erleichtern, aber sie kann die wahre Liebe nicht ersetzen.

Die Wirtschaft kann Reichtum hervorbringen, aber sie kann die moralische Gerechtigkeit nicht garantieren.

Die Politik kann das Zusammenleben organisieren, aber sie kann das menschliche Herz nicht erlösen.

Wenn der Mensch sich als absoluten Herrn der Wirklichkeit betrachtet, entsteht eine sehr alte Versuchung: alles, was existiert, als verfügbares Material zu betrachten, um seinen eigenen Willen zu befriedigen.

Sogar andere Menschen können dann unter dem Gesichtspunkt ihres Nutzens, ihrer Effizienz oder ihrer Zweckmäßigkeit betrachtet werden.

Die Person hört auf, jemand zu sein, den man lieben und achten soll, und wird zu etwas, das man benutzen kann.

Die christliche Lehre widersetzt sich dieser Sichtweise radikal.

Der Mensch ist Herr über die Schöpfung in einem untergeordneten und verantwortlichen Sinn, nicht ein absoluter Eigentümer, der das Recht hätte, sie zu zerstören oder willkürlich zu

manipulieren.

Das Buch Genesis enthält den Auftrag, sich die Erde untertan zu machen (Genesis 1,28). Dieser muss jedoch im Zusammenhang mit der gesamten, von Gott gewollten Schöpfung verstanden werden.

Die Herrschaft des Menschen ist keine Erlaubnis, ohne Grenzen zu handeln.

Deshalb lehnt eine wahrhaft christliche Kultur den Fortschritt nicht ab, sondern fragt, wohin er führt und wem er dient.

Nicht alles, was der Mensch tun kann, ist deshalb auch unbedingt gut, es zu tun.

Diese Unterscheidung ist besonders wichtig in einer Zeit beschleunigter wissenschaftlicher und technologischer Entwicklungen.

Die technische Fähigkeit braucht eine moralische Orientierung.

Ohne sie kann der Fortschritt zu einer Anhäufung von Macht werden, der ein ausreichendes Verständnis ihrer Verantwortung fehlt.

8. Wenn die Freiheit von der Wahrheit getrennt wird

Eine der großen Verwirrungen unserer Zeit besteht darin, Freiheit mit der Möglichkeit gleichzusetzen, alles tun zu können.

Aus dieser Perspektive erscheint jede Grenze als Bedrohung und jeder Bezug auf eine höhere moralische Instanz als eine Zumutung.

Die katholische Tradition versteht Freiheit jedoch viel tiefer.

Freiheit bedeutet nicht einfach, wählen zu können. Sie bedeutet, das Gute wählen zu können.

Ein Mensch, der zwischen dem Guten und dem Begehen einer Ungerechtigkeit wählen kann, besitzt Freiheit. Wenn er sich jedoch wiederholt dem Bösen hingibt, wird seine Freiheit nicht vervollkommnet, sondern geschwächt.

Denken wir an einen Menschen, der von einer Sucht beherrscht wird. Er kann sein Verhalten als persönliche Entscheidung erleben, doch diese Abhängigkeit schränkt zunehmend seine Fähigkeit ein, wirklich frei zu handeln.

Dasselbe geschieht bei anderen Formen moralischer Knechtschaft.

Die Sünde verspricht Selbstständigkeit, führt aber schließlich zu Abhängigkeiten.

Der heilige Paulus bringt dies deutlich zum Ausdruck:

„Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles nützt mir“ (1 Korinther 6,12).

Freiheit braucht Unterscheidungsvermögen.

Der Katechismus lehrt in Nummer 1733, dass der Mensch umso freier wird, je mehr er das Gute tut. Die wahre Freiheit erreicht ihre Vollendung, wenn sie auf Gott, das höchste Gut und die Seligkeit des Menschen, hingeordnet ist.

Die christliche Moral ist daher keine Feindin der Freiheit.

Sie ist ihre Verteidigung.

Eine Welt, die jeden Bezug auf das objektiv Gute zurückweist, kann schließlich Freiheit mit der unmittelbaren Befriedigung von Wünschen verwechseln.

Doch nicht alle Wünsche führen zum Glück. Nicht alle Entscheidungen machen uns zu besseren Menschen. Nicht jede Wahl ist ein Ausdruck echter Freiheit.

Freiheit ohne Wahrheit kann zu einer Knechtschaft werden, die sich als Autonomie tarnt.

9. Eine Welt ohne Gott wäre auch eine Welt ohne transzendente Hoffnung

Vielleicht besteht die tiefste Folge einer Existenz, die sich vollständig gegenüber Gott verschließt, im Verlust jener Hoffnung, die über die Grenzen dieses Lebens hinausgeht.

Das Christentum betrachtet den Tod nicht als einen bloßen biologischen Übergang ohne Bedeutung. Ebenso wenig versteht es ihn als das absolute Ende der Person.

Der katholische Glaube verkündet die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.

Christus hat den Tod besiegt.

Der heilige Paulus schreibt:

„Wenn Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos“ (1 Korinther 15,14).

Die Auferstehung bildet den Mittelpunkt der christlichen Hoffnung.

Dank ihr hat das Leiden nicht das letzte Wort. Das Unrecht hat nicht das letzte Wort. Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Das bedeutet nicht, dass der Christ gegenüber dem gegenwärtigen Leid gleichgültig bleiben soll, weil er lediglich auf eine zukünftige Belohnung wartet.

Ganz im Gegenteil.

Gerade weil er an das ewige Leben glaubt, versteht er, dass seine Entscheidungen einen Wert besitzen, der über die unmittelbaren Umstände hinausgeht.

Die Nächstenliebe ist nicht nutzlos, auch wenn sie keinen materiellen Vorteil bringt.

Das Opfer ist nicht sinnlos, auch wenn es niemand anerkennt.

Die Treue ist kein Verlust, auch wenn die Welt den Verrat belohnt.

Die Gerechtigkeit bleibt notwendig, auch wenn der Schuldige den menschlichen Gerichten entkommt.

Gott kennt das, was den Menschen verborgen bleibt. Er sieht, was im Verborgenen geschieht. Er kennt die Absichten, die niemand vollständig beurteilen kann.

Und der christliche Glaube verkündet, dass der Augenblick kommen wird, in dem jeder Mensch vor Ihm erscheinen wird.

Der Katechismus erklärt in den Nummern 1021 und 1022 die Wirklichkeit des besonderen Gerichts nach dem Tod.

Diese Lehre soll keine krankhafte Angst hervorrufen, sondern uns an den Ernst unserer Existenz erinnern.

Unser Leben hat ein Ziel. Unsere Taten sind von Bedeutung. Die Liebe, die wir schenken, und

das Böse, das wir begehen, sind keine gleichgültigen Wirklichkeiten.

In einer Welt, die sich gegenüber der Ewigkeit verschließt, besteht die Gefahr, alles ausschließlich an seinen unmittelbaren Ergebnissen zu messen.

Doch was ist mit dem Menschen, der sein Leben der Pflege eines kranken Angehörigen widmet, ohne Anerkennung dafür zu erhalten? Was ist mit demjenigen, der auf einen ungerechten Vorteil verzichtet, um seinem Gewissen treu zu bleiben? Was ist mit demjenigen, der leidet, weil er die Wahrheit verteidigt?

Aus einer rein utilitaristischen Sichtweise können solche Opfer unverständlich erscheinen.

Aus dem christlichen Glauben heraus besitzen sie einen Wert, der sich nicht auf dieses Leben beschränkt.

Die christliche Hoffnung beseitigt das Leiden nicht, aber sie verhindert, dass das Leiden zur endgültigen Erklärung unserer Existenz wird.

10. Die Geschichte hat bereits Gesellschaften gekannt, die versucht haben, ohne Gott zu leben

Der Versuch, die menschliche Existenz ohne Gott zu gestalten, ist nicht neu.

Im Laufe der Geschichte gab es philosophische Strömungen und politische Projekte, die unterschiedliche Formen von Säkularisierung, Materialismus oder Atheismus vertraten.

Dabei ist es wichtig, zwischen ihnen zu unterscheiden, denn nicht alle säkularisierten Gesellschaften sind gleich, und nicht alle nichtkonfessionellen politischen Systeme verfolgen dieselben Ziele.

Ebenso müssen wir eine historische Vereinfachung vermeiden: Nicht jede Gesellschaft, in der der religiöse Einfluss abnimmt, wird automatisch zu einer totalitären Gesellschaft.

Das 20. Jahrhundert bietet jedoch besonders dramatische Beispiele dafür, was geschieht, wenn eine politische Ideologie versucht, den Platz einer übergeordneten moralischen Autorität einzunehmen und den Menschen ihren eigenen Zielen zu unterwerfen.

Die totalitären Regime des Nationalsozialismus und des sowjetischen Kommunismus zeigten, obwohl sie sich in ihren ideologischen Grundlagen, ihren Lehren und ihren

Organisationsformen unterschieden, wie weit politische Macht gehen kann, wenn sie die Grenzen der Menschenwürde zerstört und Menschen zu Instrumenten eines ideologischen Projekts macht.

In beiden Fällen kam es zu Verfolgungen, Repressionen und schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen.

Es wäre nicht richtig, all diese Verbrechen ausschließlich dem Atheismus zuzuschreiben oder zu behaupten, jeder nichtgläubige Mensch teile die Vorstellungen dieser Regime.

Eine historische Analyse verlangt Genauigkeit.

Doch wir können eine grundlegende Lehre daraus ziehen: **Wenn sich eine Ideologie, ein Staat oder ein Herrscher eine praktisch unbegrenzte Autorität über die menschliche Person anmaßt, wird die individuelle Würde außergewöhnlichen Gefahren ausgesetzt.**

Die Kirche kennt diese Wirklichkeit sehr gut.

Das Zweite Vatikanische Konzil bekräftigt in *Gaudium et spes*, Nummer 36, die rechtmäßige Autonomie der irdischen Wirklichkeiten, warnt jedoch vor einer Autonomie, die als Unabhängigkeit von Gott verstanden wird.

Wissenschaft, Politik, Kultur und Institutionen besitzen ihre eigenen Gesetze und Methoden. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie außerhalb der moralischen Ordnung stehen.

Dasselbe Dokument behandelt in Nummer 20 den Atheismus und seine verschiedenen Formen. Es erkennt an, dass die Verantwortung für seine Verbreitung in bestimmten Fällen mit einer kritischen Reaktion auf das schlechte Beispiel der Gläubigen und mit den Mängeln der religiösen Erziehung zusammenhängen kann.

Diese Beobachtung ist besonders wichtig.

Die Kirche kann sich nicht darauf beschränken, auf die Fehler einer Gesellschaft hinzuweisen, die sich von Gott entfernt. Sie muss auch ihr eigenes Zeugnis prüfen.

Wenn wir Christen von Liebe sprechen und egoistisch leben, wenn wir die Wahrheit verkünden und Lügen praktizieren, wenn wir die Menschenwürde verteidigen und unseren Nächsten verachten, bieten wir ein entstelltes Bild des Evangeliums.

Es reicht nicht aus, zu behaupten, dass Gott notwendig ist.

Wir müssen durch unser Leben zeigen, dass das Leben mit Gott den Menschen tatsächlich verwandelt.

11. Kann ein Mensch ohne Glauben gut sein?

Diese Frage verdient eine klare Antwort, denn von ihr hängt die Ernsthaftigkeit all dessen ab, was wir hier darlegen.

Ja. Ein Mensch, der nicht an Gott glaubt, kann gute Taten vollbringen, Gerechtigkeit üben, sich für andere aufopfern, die Schwachen verteidigen und mit großer moralischer Integrität leben.

Die Kirche hat niemals gelehrt, dass ausschließlich Gläubige fähig seien, das Gute zu erkennen oder zu praktizieren.

Die menschliche Vernunft kann viele moralische Wahrheiten erkennen. Das natürliche Sittengesetz ist in das Herz des Menschen eingeschrieben und kann durch die menschliche Vernunft erkannt werden.

Der heilige Paulus erklärt in Römer 2,14-15, dass die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur aus das tun können, was das Gesetz verlangt. Dadurch zeigen sie, dass die moralische Forderung in ihre Herzen eingeschrieben ist.

Der Katechismus entfaltet diese Lehre in den Nummern 1954-1960.

Wir dürfen daher die Aussage, dass Gott das letzte Fundament des Guten ist, nicht mit der Behauptung verwechseln, ein Mensch müsse ausdrücklich einen religiösen Glauben bekennen, um gute Handlungen vollbringen zu können.

Das sind unterschiedliche Fragen.

Ein Mensch kann Gott nicht kennen und dennoch im Einklang mit seinem Sittengesetz handeln.

Ebenso kann es umgekehrt geschehen: Ein Mensch kann sich als gläubig bezeichnen und gleichzeitig so leben, als wären Gottes Gebote bedeutungslos.

Der christliche Glaube verleiht nicht automatisch Tugend. Er verlangt eine beständige

Umkehr.

Welchen Unterschied bringt Gott also mit sich?

Er ist das letzte Fundament der sittlichen Wirklichkeit und ihre Vollendung.

Der Christ betrachtet das Gute nicht als etwas, das ausschließlich von menschlichen Konventionen abhängt, sondern erkennt, dass das Gute seinen Ursprung und seine Vollendung in Gott hat.

Darüber hinaus kennt er durch die Offenbarung eine Wahrheit, die über das hinausgeht, was die Vernunft allein erreichen kann: Der Mensch ist dazu berufen, am göttlichen Leben teilzuhaben.

Wir sind nicht lediglich dazu bestimmt, ehrbare Bürger oder gesellschaftlich respektable Menschen zu sein.

Wir sind zur Heiligkeit berufen.

Und diese Berufung verwandelt das Verständnis unserer Existenz zutiefst.

12. Die Welt ohne Gott beginnt auch im menschlichen Herzen

Es wäre zu einfach, von einer Welt ohne Gott so zu sprechen, als handle es sich ausschließlich um ein politisches, kulturelles oder institutionelles Problem.

Die Abwesenheit Gottes beginnt oft auf eine viel unauffälligere Weise.

Sie beginnt, wenn wir aufhören zu beten, weil wir glauben, alles aus eigener Kraft lösen zu können.

Wenn wir Entscheidungen treffen, ohne uns zu fragen, ob sie Gott gefallen.

Wenn wir das Bequeme statt des Gerechten wählen.

Wenn wir zulassen, dass Arbeit, Geld, Sorgen oder Unterhaltung unsere gesamte Zeit einnehmen.

Wenn wir Gottes Gebote kennen, aber so leben, als wären sie bedeutungslos.

Wenn wir nur in Zeiten der Not zu Gott kommen und Ihn vergessen, sobald es uns gut geht.

Es ist möglich, von religiösen Symbolen umgeben zu leben und das Herz dennoch praktisch vor Gott verschlossen zu halten.

Ebenso kann eine Gesellschaft Kirchen, religiöse Feiern und Traditionen bewahren, während sie allmählich den übernatürlichen Sinn des Glaubens verliert.

Es geht nicht nur darum, wie viele Menschen sich als gläubig bezeichnen, sondern darum, welchen Platz Gott tatsächlich in ihren Entscheidungen einnimmt.

Jesus Christus sprach Worte, die uns nachdenklich machen sollten:

„Niemand kann zwei Herren dienen“ (Matthäus 6,24).

Wir können Gott nicht in eine Ecke unseres Lebens stellen und erwarten, dass der Rest unseres Lebens völlig unabhängig von Ihm bleibt.

Der Glaube ist kein abgetrennter Lebensbereich.

Er muss unsere Art zu arbeiten, zu erziehen, zu lieben, unseren Besitz zu verwalten, andere Menschen zu behandeln und Schwierigkeiten zu bewältigen, erleuchten.

Eine Welt ohne Gott beginnt nicht notwendigerweise mit einer öffentlichen Erklärung des Atheismus.

Sie kann mit einer alltäglichen Entscheidung beginnen: so zu leben, als gäbe es Gott nicht.

13. Wie soll ein Katholik auf eine Welt reagieren, die auf Gott verzichten möchte?

Die christliche Antwort darf weder in Verzweiflung noch in Verachtung gegenüber Andersdenkenden oder in einer sterilen Sehnsucht nach einer idealisierten Vergangenheit bestehen.

Ebenso wenig darf sie sich auf eine permanente Konfrontation mit der Gesellschaft reduzieren.

Der Katholik ist dazu berufen, die Wahrheit mit Festigkeit, aber auch mit Liebe zu bezeugen.

Christus hat uns nicht gesandt, die Welt zu hassen, sondern das Evangelium zu verkünden und mitten in ihr Licht zu sein.

„Ihr seid das Licht der Welt“ (Matthäus 5,14).

Diese Verantwortung beginnt in unserem eigenen Leben.

Das Gebet wiederentdecken

Wir können keinen Glauben weitergeben, den wir selbst nicht pflegen.

Das Gebet erinnert uns daran, dass wir nicht der Mittelpunkt des Universums sind und Gott brauchen.

Das tägliche Gebet, das Rosenkranzgebet, die Lesung der Heiligen Schrift und die bewusste Teilnahme an der heiligen Messe helfen uns, unsere Beziehung zu Gott lebendig zu halten.

Es geht nicht darum, religiöse Praktiken mechanisch anzuhäufen, sondern darum, zu lernen, in der Gegenwart Gottes zu leben.

Unsere Kinder in der Wahrheit erziehen

Kinder brauchen mehr als Informationen, Unterhaltung und berufliche Vorbereitung.

Sie müssen lernen, dass das Leben einen Sinn hat, dass es moralische Verpflichtungen gibt, dass das Gute Opfer verlangt und dass nicht alles getan werden darf, was man sich wünscht.

Die christliche Familie trägt eine unersetzliche Verantwortung für diese Bildung.

Den Kindern das Beten beizubringen, ihnen die Gebote zu erklären, ihnen von Jesus Christus zu erzählen, ihnen die Geschichte der Kirche zu vermitteln und sie zu lehren, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, sind grundlegende Aufgaben.

Wir dürfen diese Verantwortung nicht vollständig der Schule, den Institutionen oder den Medien überlassen.

Die Wahrheit in Liebe verteidigen

Die christliche Wahrheit braucht weder Lüge noch Manipulation noch Beleidigungen, um verkündet zu werden.

Wir müssen lernen, zu argumentieren, zu studieren, zuzuhören und mit Gelassenheit zu antworten.

Lehrmäßige Festigkeit steht nicht im Widerspruch zur Nächstenliebe.

Im Gegenteil: Wahre Nächstenliebe kann nicht von der Wahrheit getrennt werden.

Der heilige Paulus lehrt, dass wir „die Wahrheit in Liebe“ leben sollen (Epheser 4,15).

Dies ist eine grundlegende Orientierung für Katholiken, die sich an den kulturellen und gesellschaftlichen Debatten unserer Zeit beteiligen.

Die Werke der Barmherzigkeit praktizieren

Eine Welt ohne Gott kann viel über Werte sprechen, aber der Christ ist dazu berufen, die Nächstenliebe in konkrete Wirklichkeit umzusetzen.

Kranke besuchen, Bedürftigen helfen, ältere Menschen begleiten, Hungrige speisen, Leidende trösten und denen vergeben, die uns verletzt haben, sind konkrete Möglichkeiten, die Liebe Gottes sichtbar zu machen.

Der Glaube darf nicht bei Worten stehen bleiben.

Der Jakobusbrief sagt:

„So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er keine Werke vorzuweisen hat“ (Jakobus 2,17).

Unsere Art, unseren Nächsten zu behandeln, muss zeigen, dass Gott keine abstrakte Idee ist, sondern eine Gegenwart, die das Leben verwandelt.

Keine Angst davor haben, anders zu sein

Der Christ ist nicht dazu berufen, sich automatisch allen kulturellen Strömungen anzupassen.

Es gibt Augenblicke, in denen die Nachfolge Christi verlangt, gegen die vorherrschende Meinung zu handeln.

Treue kann einen Preis haben.

Sie kann verlangen, auf einen Vorteil zu verzichten, Unverständnis zu ertragen oder eine Überzeugung zu verteidigen, die andere für überholt halten.

Doch das christliche Gewissen darf die Wahrheit nicht verändern, um Anerkennung zu erlangen.

Die Treue zu Gott ist mehr wert als der Beifall der Welt.

14. Die Kirche verkündet nicht einfach eine bessere Welt: Sie verkündet Jesus Christus

Es gibt eine Versuchung innerhalb des Christentums selbst, die vermieden werden muss: die Sendung der Kirche auf die Förderung bestimmter menschlicher Werte zu reduzieren.

Solidarität, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Frieden und der Schutz der Schwachen sind wichtige Folgen des Evangeliums.

Aber das Christentum ist viel mehr als ein ethisches Angebot.

Wenn Christus lediglich ein Lehrer guter Grundsätze wäre, könnte man Ihn mit anderen großen Denkern der Menschheit vergleichen.

Doch die Kirche verkündet etwas unvergleichlich Größeres: Jesus Christus ist der ewige Sohn Gottes, der Mensch geworden ist, für unser Heil gestorben und auferstanden ist.

Das Christentum verkündet nicht nur, dass wir bessere Menschen werden sollen.

Es verkündet, dass wir erlöst werden müssen.

Die Sünde ist nicht einfach eine psychologische Unvollkommenheit oder eine Schwierigkeit des Zusammenlebens. Sie ist ein Bruch der Beziehung zu Gott.

Und das Heil besteht nicht ausschließlich darin, eine gerechtere Gesellschaft aufzubauen, auch wenn Gerechtigkeit zur christlichen Berufung gehört.

Es besteht in der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Jesus Christus.

Deshalb darf die Kirche die Verkündigung Christi nicht durch eine Botschaft ersetzen, die sich auf jene Werte beschränkt, die in jeder Epoche akzeptabel erscheinen.

Wenn wir aufhören, von Gnade, Sünde, Umkehr, Kreuz, Auferstehung und ewigem Leben zu sprechen, haben wir das Evangelium auf ein menschliches Angebot reduziert.

Der Prolog des Johannesevangeliums beginnt mit einer Aussage, die die ganze Größe des christlichen Glaubens enthält:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott“ (Johannes 1,1).

Und wenig später heißt es:

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Johannes 1,14).

Gott ist der Menschheit gegenüber nicht gleichgültig geblieben.

Er ist in unsere Geschichte eingetreten.

Er hat unsere Natur angenommen.

Er hat gelitten und ist für uns gestorben.

Und Er ist auferstanden.

Deshalb ist das Christentum keine Philosophie der Abwesenheit, sondern die Verkündigung einer Gegenwart.

Es ist keine von Menschen geschaffene Ideologie, die nach Sinn suchen, sondern die Antwort Gottes, der dem Menschen entgegenkommt.

15. Das eigentliche Problem einer Welt ohne Gott: Zu vergessen, wozu wir geschaffen wurden

Nachdem wir diese Fragen betrachtet haben, können wir zur ursprünglichen Frage zurückkehren.

Wie wäre eine Welt ohne Gott?

Wahrscheinlich gäbe es weiterhin Städte, Universitäten, Krankenhäuser, Regierungen, Gerichte, Familien, Wissenschaftler, Künstler und Menschen, die zu großen Opfern fähig wären.

Wir sollten uns nicht unbedingt ein Szenario des völligen Chaos vorstellen.

Der Mensch behält seine Intelligenz, sein moralisches Gewissen und seine natürliche Fähigkeit, viele Güter zu erkennen, selbst wenn er seinen Schöpfer nicht anerkennt.

Aber es wäre eine Welt, die ihren Horizont freiwillig vor der tiefsten Wahrheit der Existenz verschlossen hätte.

Eine Welt, die große Gebäude errichten könnte, aber vergessen würde, wofür der Mensch lebt.

Die ihr Wissen vervielfachen könnte, aber keine endgültige Antwort auf den Sinn der Existenz fände.

Die außergewöhnliche Machtmittel entwickeln könnte, aber ständig neu begründen müsste, warum diese Macht den Menschen respektieren soll.

Die Normen festlegen könnte, aber weiterhin vor der Frage stünde, was eine Norm wirklich gerecht macht.

Die von Liebe sprechen könnte, aber die Fülle jener Liebe verloren hätte, die von Gott kommt.

Die das Leben verlängern könnte, aber aus eigener Kraft keine endgültige Antwort auf den Tod anbieten könnte.

Und vor allem wäre es eine Welt, in der der Mensch Gefahr liefe zu vergessen, dass er nicht Gott ist.

Das ist die zentrale Frage.

Es geht nicht darum zu behaupten, dass nichtgläubige Menschen zwangsläufig schlechtere Menschen seien oder die Güter zu leugnen, die in säkularisierten Gesellschaften existieren können.

Es geht darum zu verstehen, dass der Mensch eine Wahrheit braucht, die nicht von ihm abhängt, ein Gut, das er nicht nach Belieben verändern kann, und eine Hoffnung, die nicht mit den Grenzen seiner irdischen Existenz endet.

Er muss anerkennen, dass es jemanden gibt, der über dem Mächtigen steht, dass es eine

Gerechtigkeit gibt, die über dem Willen der Herrschenden steht, dass es eine Würde gibt, die keine Mehrheit verleihen oder entziehen kann, und dass die Wahrheit nicht davon abhängt, wie viele Menschen bereit sind, sie anzunehmen.

Dieser Jemand ist Gott.

Und sein Angesicht ist uns in Jesus Christus offenbart worden.

Schlussfolgerung: Wenn der Mensch Gott vertreibt, wird er nicht selbst zu Gott; er verliert vielmehr die Erkenntnis dessen, wer er ist

Eine Welt ohne Gott kann auf den ersten Blick wie eine Welt erscheinen, die von religiösen Verpflichtungen, moralischen Grenzen und einer transzendenten Autorität befreit ist.

Doch wahre Freiheit besteht nicht darin, ohne jeden übergeordneten Bezugspunkt zu leben.

Sie besteht darin, entsprechend der Wahrheit dessen zu leben, was wir sind.

Der Mensch wird nicht größer, wenn er sich von seinem Schöpfer entfernt. Er wird nicht freier, wenn er das Gute zurückweist. Er wird nicht mächtiger, wenn er sich für den absoluten Herrn der Wahrheit hält.

Im Gegenteil: Wenn er Gott vergisst, läuft er Gefahr, auch seine eigene Würde, seine Grenzen und seine Bestimmung zu vergessen.

Wir brauchen Gott nicht deshalb, weil wir ohne ein ausdrücklich religiöses Motiv unfähig wären, Krankenhäuser zu bauen, Wissenschaft zu betreiben, Gesetze zu verabschieden oder Solidarität zu praktizieren.

Wir brauchen Ihn, weil keine dieser Wirklichkeiten seinen Platz einnehmen kann.

Wir brauchen Gott, weil der Mächtige jemandem Rechenschaft ablegen muss. Weil der Unschuldige eine Würde besitzt, die ihm niemand nehmen kann. Weil die Gerechtigkeit über den Interessen stehen muss. Weil die Wahrheit nicht von Mehrheiten abhängen kann. Weil das Gute nicht auf eine Vorliebe reduziert werden darf. Weil die Liebe in Gott ihre Fülle findet. Und weil der Tod nicht das letzte Wort hat.

Vielleicht lautet die beunruhigendste Frage nicht, wie eine Welt ohne Gott aussehen würde.

Vielleicht sollten wir uns fragen, wie viel von dieser Welt wir bereits in unser eigenes Leben haben eindringen lassen.

Wie oft entscheiden wir, ohne Ihn einzubeziehen? Wie oft verteidigen wir unsere Meinungen leidenschaftlicher als die Wahrheit? Wie oft suchen wir die Anerkennung der Menschen und vergessen, Gott zu gefallen? Wie oft wünschen wir uns die Vorteile des Glaubens, ohne die Forderungen der Umkehr anzunehmen?

Die Welt braucht kein Christentum, das sich schämt, von Gott zu sprechen.

Sie braucht Christen, die ihren Glauben kennen, seine Gebote leben, die Wahrheit lieben, die Nächstenliebe praktizieren und keine Angst haben, Jesus Christus zu verkünden.

Wir sind nicht dazu berufen, Herren der Welt zu sein, sondern Zeugen dessen, durch den die Welt existiert.

Denn der Mensch kann versuchen, ohne Gott zu leben, aber er wird niemals aufhören können, von Ihm abhängig zu sein.

Er kann Ihn zurückweisen, vergessen oder ignorieren, aber er kann Ihn nicht ersetzen.

Und wenn aller Reichtum verschwunden ist, wenn die Macht zu Ende gegangen ist, wenn die Ideologien vergangen sind und wenn die Reiche zu Staub geworden sind, wird jene Wahrheit bestehen bleiben, die sich durch die gesamte Geschichte zieht:

Gott ist der Anfang und das Ende. Das absolute Gute. Die ewige Wahrheit. Das Fundament aller Gerechtigkeit und die Quelle allen Lebens.

Und angesichts jedes Versuchs des Menschen, seinen Platz einzunehmen, wird das Wort Jesu Christi weiterhin erklingen:

„Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende“ (Offenbarung 21,6).

Eine Welt ohne Gott kann eine Zeit lang weiterbestehen. Doch eine Welt, die Gott vergisst, vergisst schließlich auch den tiefsten Grund dafür, warum es sich lohnt zu leben.

Denn wenn Gott nicht mehr im Mittelpunkt steht, kann alles andere versuchen, seinen Thron einzunehmen. Doch kein Geschöpf, wie mächtig es auch sein mag, ist

dazu geschaffen worden, den Platz seines Schöpfers einzunehmen.